

Hans-Joachim Malberg

Rebell auf der Karlsschule



Hans-Joachim Malberg

Rebell auf der Karlsschule

*Eine Erzählung um Kindheit und Jugend
Friedrich Schillers*



Knabes Jugendbücherei
2009

Zu Marbach am Neckar

Der Abend legt seine grauen Schatten über die kleine, alte Stadt Marbach.

Drunten im Tale treibt der Fluss breit und geschäftig seinem fernem Ziel zu. Er hat noch ein ordentliches Stück Weg vor sich, ehe er seine Wasser bei Mannheim in der Oberrheinischen Tiefebene mit dem Rhein vereinigen wird. Aber er nimmt sich Zeit dazu und schlägt immer wieder einen neuen Bogen. Hoch droben von den Bergen kommt er, von dort, wo die Gebirgszüge des Schwarzwaldes und der Rauhen Alb sich spitzwinklig wie zwei Finger an einer Hand auseinanderspreizen. Unterwegs ist er schon an manchem Schwabenstädtchen vorübergeflossen, an Tübingen und Nürtingen, an Plochingen und Eßlingen und auch die Landeshauptstadt Stuttgart, die sie hierzulande Stuggart heißen, hat er eben noch gerade gestreift. Hier in Marbach aber ist er so recht mitten im Herzen des Schwabenlandes angelangt.

Vom Fluss her weht es kühl, die Apfelbäume an den Landstraßen sind kahl und in den Weingärten sind die Trauben abgeerntet, denn wir schreiben den Monat November, ganz genau gesagt, den 10. November des Jahres 1759. Geschneit hat es heuer noch nicht, denn das tut es in diesem milden Landstrich nur selten vor dem Weihnachtsmonat und so trägt auch das putzige, starre Männlein aus Stein noch kein Schneekäppchen. Der alte Bursche, den die Marbacher den Wildemann nennen, bewacht von einer Säule herab, auf einen mächtigen Wappenschild gestützt, das



sechseckige Wasserbecken eines Laufbrunnens, in das unermüdlich ein dünner Strahl aus dem eisernen Zulaufrohr hineinplätschert.

Heute schöpft keiner mehr aus dem Brunnen und die Buben, die im Sommer so gern mit ihren Haselstecken* über die Wasserfläche hinflitzen, dass es nur so spritzt und plattert, haben sich auch schon in die warmen Ofenecken verzogen.

Still liegt der kleine Brunnenplatz, von dem eine schmale Gasse steil abfallend zum Niklastor hin abzweigt. Ein paar schmale Giebelfronten reihen sich dort aneinander, bescheidene Kleinbürgerhäuser, denen man es schon von außen ansieht, dass dort keine großen Leute wohnen, sondern nur solche, die eben gerade das Nötigste zum Beißen und zum Leben haben.

Wo sie noch nicht die derben hölzernen Läden vorgelegt haben,

geistert hie und da der matte Widerschein einer Ölfunzel oder eines Talglichtes hinter den Fensterscheiben auf. Auch im Unterstock des mittleren Giebelhäuschens ist das der Fall und aus der Feueresse auf dem Dach ringelt sich ein weißlich-grauer Rauchfaden empor.

Gut, dass sie ordentlich eingeheizt haben, denkt der Mann, der, auf einen Knotenstock* gestützt, sich dem mittleren der drei Giebelhäuser nähert. Er stapft um das Haus herum und klopft kräftig an die seitwärts liegende Haustür. Als ihm nicht sogleich aufgetan wird, fordert er noch dringender Einlass.

„Ja, ja, ich komm ja schon! Kann doch nit's Milchhäfele* hinschmeißen, bloß weil's bei ihm pressiert*!“ lässt sich jetzt eine Frauenstimme von drinnen hören. Der Schlüssel kreischt im Schloss, ein Riegel wird zurückgeschoben. Der Ankömmling darf ins Stiegenhaus eintreten, wird aber sogleich vermahnt, sich ja fein still zu verhalten.

„Ischt arg tapfer gewesen, unser Dorle und alles ischt gut gangan“, flüstert die Frau, „aber jetzt brauchen's die Ruh, die Mutter und das Büble. Möcht dich am liebsten gar nit hineinlassen.“

„Sakrament, Frau, das wär mir doch zuwider, wenn der Großvater sein eigen Enkelbüble nit sehen sollt! Hast doch nit allein ein Anrecht drauf, weil du die Großmutter bischt!“

Grollend stößt Meister Georg Friedrich Kodweiß, seines Zeichens Bäcker, Löwenwirt und noch bis vor kurzem Holzinspektor bei der herzoglichen Flößerei in Marbach, den Knotenstock auf den Dielenboden, dass es durchs Haus schallt. Muss er seinem ange-
trauten Eheweib, der Anna Maria Kodweißin, geborener Munz, erst beibringen, was in einem solchen Falle schicklich ist und wozu ihn das großväterliche Herz drängt?

„So, geh schon hinein, Brummbär“, antwortet Anna Maria ergeben, „aber bischt leise und weck sie nit auf, wenn sie noch schläft.“

Gehorsam tappt der Graukopf, der seine sechzig Jahre auf dem Buckel hat, durchs halbdunkle Wohngemach. Trotz aller Vorsicht knarrt hie und da ein Dielenbrett. Dann hält der Alte jedes Mal erschrocken inne und wagt sich nur mit doppelter Vorsicht weiter. Die Kammertür ist angelehnt. Er drückt sie leise auf und schlüpft behutsam ins dunkle Zimmer. Das flackernde Talglicht auf dem kleinen Tisch vorm Bett weist ihm den Weg. Der schwache Schimmer erhellt den Bettstatt-Winkel.

In einem Berg von Betten und Kissen schlummert eine junge Frau. Meine Tochter, meine Dorothea Elisabeth! Denkt der Alte gerührt. Und ein Büble hat sie zur Welt gebracht! Arg bleich schaut sie noch aus und hat tiefe Schatten unter den Augen. Aber das muss ja wohl so sein, wenn eine Mutter einem Kinde das Leben geschenkt hat und das wird auch wieder anders werden. Wie friedlich sie atmet! Und die wirren, rotblonden Haare umrahmen das liebe Gesicht gleich einem feurigen Schein.

Leise zieht sich Großvater Kodweiß einen Schemel ans Bett heran und lässt sich darauf nieder. Dabei fällt ihm ein, dass eigentlich ein anderer an seiner statt hier sitzen müsste, einer, der noch viel mehr Recht dazu hätte als er selbst. Der Vater des Neugeborenen! Der Leutnant in Diensten des Herzogs von Württemberg, Johann Caspar Schiller. Aber der ist weit weg von hier. Im Feldlager der herzoglichen Truppen. Wenn des Herzogs Order es befiehlt, muss der Soldat marschieren und Weib und Kind zurücklassen. Leider! Oh dreimal verfluchte Soldatenspielerei der Potentaten*, die bald hier, bald dort Kriege anzetteln müssen, um, wie sie sagen, Ruhm und Ehre zu gewinnen und letztlich doch nur ihre eigenen Geschäfte dabei zu betreiben. Hätte es auch anders haben können, der Herr Schwiegersonn. Als er, es sind just zehn Jahre her, im Jahre 1749 nach Marbach kam und rasch, wie nun mal die jungen Leute sind, mit seinen sechsundzwanzig Jahren die

siebzehnjährige Löwenwirtstochter zur Frau nahm, hatte er sich im Orte brav als Wundarzt etabliert* und auch sein bescheidenes Einkommen gehabt. Aber wie es so geht, die Zeiten gediehen nicht zum Besten und auch er selbst, Georg Friedrich Kodweiß, muss sich daran ein gerüttelt Maß Schuld zumessen, denn er hat sein Besitztum durch allerlei fehlgeschlagene Geschäfte beim Holzhandel arg herabgewirtschaftet. Da hat denn der Schwiegersohn eines Tages kurz entschlossen wieder Militärdienste genommen und seitdem hat er sich nur selten und immer nur auf kurze Zeit um die Seinen kümmern können. Aber der Leutnant ist ein hochachtbarer Mann, auf den man nichts kommen lassen darf und das Dorle hat ihn von Herzen lieb. Wie wird es weitergehen? Eine junge Mutter, allein und ohne den Ehemann zur Hand, soll nun zwei kleine Würmchen aufziehen? Vor zwei Jahren ist ja schon die kleine Christophine geboren worden, das „Phinele“, das nun bereits munter auf seinen festen Beinchen umhertappt und ein tolles Kauderwelsch von Wortbrocken zusammenplappert, um sich verständlich zu machen.

Als könne er der jungen Mutter wenigstens damit helfen, streichelt der Alte unwillkürlich die schmalen Hände der Tochter. Da schlägt sie die müden Augen auf, blickt sich verwundert um, erkennt ihn und flüstert beglückt: „Sie sind gekommen, Herr Vater? Oh, wie gut! Wie gut!“

Sie möchte sich hochrichten, aber sanft drückt er sie in die Kissen zurück. „Brav sein, mein Kind, nit aufregen! Muss doch bloß mal nachschauen, was ihr Weiberleut treibt.“

„Wird schon alles gut werden, Herr Vater. Will mich tapfer halten. Ach, wenn nur ...“

„Schon recht“, unterbricht er sie rauh, um seine Rührung zu verbergen. „Hab schon vorhin eilends einen Boten abgefertigt. Mit einem Brief ins Feldlager. Damit der Herr Leutnant Schiller Kunde

bekommt, dass der Stammhalter da ischt. Wird sicher, sobald die Kriegsgeschäfte es zulassen, um Urlaub einkommen, das Büble in Augenschein zu nehmen.“

Just als ob er wüsste, dass von ihm die Rede ist, erhebt drüben im anderen Zimmerwinkel einer sein feines Stimmchen und plärrt und maunzt.

„Oje! Da hätte ich beinahe die Hauptperson vergessen!“

Lachend sagt es Großvater Kodweiß, steht auf und geht eilig hinüber, wo in der hölzernen Hängewiege das winzige Menschenbündel liegt, das sie morgen schon übers Taufbecken halten wollen und das, so ist es bereits ausgemacht, die Namen Johann Christoph Friedrich Schiller bekommen soll.

Davon weiß natürlich das Würmchen nichts, das da jetzt mit hochrotem Köpfcchen, die winzigen Augenlider fest zugekniffen, aus Leibeskräften greint*. Auch von dem fremden Mann, der sich über die Wiege beugt, nimmt es keine Notiz.

„Bscht! Bscht!“, macht der und stupst die Wiege ungeschickt an, damit sie ins Schwingen kommen soll. „Still sein! Das Mutterle will schlafen!“

Aber das Wurm steigert nur seine Zorneslaute.

„Fängt zeitig an mit dem Rebellieren, der Racker“, murmelt der Alte und weiß sich nicht recht zu helfen. Ob der Bub ein Nutscherle* haben will? Oder – ob er's Hösle voll hat? Ach was, ein Hösle hat so eins noch gar nicht, höchstens ein Windelchen ums Bäuchle.

Doch da kommt schon Frau Anna Maria Kodweiß hereingehastet und erfüllt den Raum mit ihrer großmütterlichen Geschäftigkeit.

„Geh heim, Alter“, entscheidet sie resolut. „Das Büble wird Hunger haben und so was besorgen wir Frauenzimmer auch ohne euch Mannsleute. Schau du in der Wirtschaft nach dem Rechten!“

Großvater Kodweiß fügt sich dem Machtspruch. Rasch streichelt

er der Tochter noch einmal über die blasse Stirn und trappt aus dem Hause. Unterwegs schmunzelt er und denkt: Fritze werden wir ihn rufen. Nach mir! Aber je näher er der Wirtschaft „Zum goldenen Löwen“ kommt, um so stärker befallen ihn wieder die Alltagssorgen. Was nützt einem ein „goldener Löwe“, wenn das Gold im Säckel immer weniger wird. Wenn er es nüchtern überrechnet, gehört ihm schon kein Sparren* auf dem Hausdach mehr. Und die Gläubiger drängen, sie haben keine Lust mehr, sich auf ewig vertrösten zu lassen.

Wenn sie zupacken und sie werden es tun, bald schon, dann heißt es heraus aus der Wirtschaft, fort vom Backtrog. Dann kann er mit der Frau irgendwo unterkriechen, vielleicht als Torwächter im Niklastor gleich nebenan. Der Alte seufzt tief auf. So ein verpuschtes Dasein! Aber jetzt heißt es erst einmal eine harmlose Miene aufsetzen. Wenn der Wirt Sorgen hat, dürfen es die Gäste nicht merken.

Aus der Schankstube des „Löwen“ schallt ihm schon von Ferne lautes Stimmengewirr entgegen. Die Handwerker und Weingärtner sitzen um den Rundtisch beim Abendschoppen. Vor allem die Weingärtner und Öbster* haben jetzt faule Zeit, nachdem sie die Ernte eingebracht haben. Aber es sind sparsame Leute und für den Wirt fällt nicht viel ab, wenn sie den ganzen Abend über an ein paar Schöpple* Apfelwein zehren.

Als Kodweiß den Schankraum betritt, erhebt sich ein fröhlicher Tumult. An freudigen Begrüßungen und Glückwünschen wird nicht gespart und der Großvater muss sich wohl oder übel entschließen, einen bescheidenen Umtrunk zu spendieren.

Nachdem die Fragen über das Ergehen von Mutter und Kind beantwortet sind, lenkt das Gespräch der Tischrunde wieder in die üblichen Bahnen ein.

„Ja, ja“, bemerkt der Meister Konrad Erlinger tiefsinnig, „da ischt

nun wieder so ein lieb's Bürschle mit beiden Beinen in die Welt hineingestrampelt und keiner mag sagen, wie's ihm dereinst ergehen wird. Bei den Zeiten!“

„Und warum? Weil's nit aufhören will mit dem ewigen Kriegsgeschrei!“, ruft aufgebracht der Händler Stock dazwischen.

„Da hat der Friedrich von Preußen mit der Kaiserin in Wien, mit der Maria Theresia, einen Streit angefangen. Schon 1740 ist das gewesen. Jetzt stehen sie bereits das dritte Mal gegeneinander. Der jetzige Krieg geht ins vierte Jahr und noch immer ist der Friede nit abzusehen. Im Gegenteil, die halbe Welt, die Russen, die Schweden, die Franzosen haben sich mit dreingemischt und keiner weiß mehr aus noch ein.“

„Und wir Schwaben, die wir nix, aber auch gar nix mit den Händeln* da draußen zu tun haben, wir tragen unsere Haut zu Markte, weil ...“

Donnernd kracht die Faust des jungen Daniel Zuffenberger auf den Tisch, dass die Schoppengläser klirren. „Nimm's nit für un- gut, Kodweiß“, lenkt er dann ein, „aber auch dein Herr Schwieger- sohn könnt heute in unserer Runde sein, wenn er nit mit den Subsidentruppen* über den Main hinüber musste, damit der französische König, der Ludwig XV., seine eigenen Grenadiere schonen kann, wenn's gegen den preußischen Friedrich zum Klappen kommt. Und wer verdient daran, wenn die Unseren die Köpf hinhalten müssen in der Schlacht? Ihr wisst's alle!“

Der Zuffenberger hatte mit einer Handbewegung dahin gewiesen, wo Stuttgart liegt und noch ein bisschen näher, nur eine gute Meile weit, das Ludwigsburger Prunkschloss. Und sie wissen es alle, wen er meint. Den Landesherrn! Der Herzog Karl Eugen, der seit 1733 auf dem Throne sitzt und mit jedem neuen Jahre sein Land und seine Landeskinder mehr und mehr in Grund und Boden regiert. Schon seine Vorfahren haben es schlimm getrie-

ben, aber er treibt's noch schlimmer mit seiner Weiberwirtschaft, mit seiner Prunksucht, seiner Willkür, die jedes Recht und jedes Gesetz bricht, das seiner herzoglichen Hoheit nicht in den Kram passt, mit den Steuern und den Zwangsbeitreibungen, die ihm noch immer nicht genug einbringen, so dass er selbst seine Soldaten zum Fremddienst feilbietet.

Sie wissen es alle im Kreise. Jeder hat schon darunter leiden müssen auf seine Weise. Sie hassen ihn, aber keiner wagt auch nur den Namen auszusprechen. Man kann nie wissen ...

„Ja, ja“, lässt sich der alte Erlinger wieder bedächtig vernehmen, „so ischt es, akkurat so! Aber wir Kleinen ändern's nit. Wir müssen kuschen. Die Zeiten, da der Bauer am Kocher und an der Jagst aufstund, sind vorüber.“ Müsste mal einer kommen und müsste vor den in Ludwigsburg hintreten und es ihm ins Gesicht sagen, doch mit anderen Worten, mit größeren, als wir das vermögen. Doch was hilft's! Ich bin rechtschaffen müd und gehe heim.“

Da die Feierstunde gekommen ist, erheben sich die anderen ebenfalls und trotten durch die stillen Gassen nach Hause.

Der Löwenwirt tritt noch einmal vor die Haustür und schaut zum Himmel auf. Die schwere Wolkendecke ist hie und da aufgerissen und ein paar Sterne flimmern am Firmament. Vielleicht gibt es morgen doch ein bisschen Sonnenschein, wenn wir das Fritzle taufen wollen, denkt er befriedigt.

Ob das Büble schläft, wie es sich gehört? Der Großvater braucht sich deswegen nicht zu sorgen. Vom leisen Schaukeln der Hängewiege eingelullt, hat der Schreihals endlich seine Ruhe gefunden. Auch die Mutter schlummert und selbst Großmutter Kodweiß ist in dem alten Ohrenstuhl ein wenig eingenickt. Sie hat aber einen leisen Schlaf und wird jederzeit hellwach sein, wenn Mutter und Kind sie brauchen.

Neuausgabe 1. Auflage März 2009
Zwischen 1959 und 1971 erschien diese Erzählung
bereits in 7 Auflagen mit jeweils 10 000 bis 30 000 Bänden

© 2009 Knabe Verlag Weimar
Trierer Straße 65 99 423 Weimar
www.knabe-verlag.de

Illustrationen Hans Wiegandt, Weimar
Typografie und Satz Friedrich Althausen, Weimar
Druck Buch- und Kunstdruckerei Keßler GmbH, Weimar
Bindung Leipziger Verlags- und Industriebuchbinderei

Dieses Buch folgt den Regeln der neuen Rechtschreibung.

ISBN 978-3-940442-24-6
Printed in Germany



So wie Friedrich Schiller den Dichtern der klassischen Literaturperiode seiner Zeit besonders nahesteht, so ist auch diese Erzählung vor allem für unsere jungen Leser geschrieben. Sie umfasst in zehn packenden Episoden sein Leben von der Geburt bis zu seiner Flucht aus der schwäbischen Heimat im Jahre 1782, zeigt sein leidenschaftliches Aufbegehren gegen bestehendes Unrecht und schildert die Anfänge seines dichterischen Schaffens.



Knabes
Jugendbücherei